

HEYNE <

Bisher erschienene

MECHWARRIOR DARK AGE-Romane:

- Bd. 1: *Michael A. Stackpole*: Geisterkrieg
- Bd. 2: *Loren Coleman*: Der Kampf beginnt
- Bd. 3: *Robert E. Vardeman*: Ruinen der Macht
- Bd. 4: *Martin Delrio*: Der Himmel schweigt
- Bd. 5: *Martin Delrio*: Schatten der Wahrheit
- Bd. 6: *Martin Delrio*: Den Toten dienen
- Bd. 7: *Loren Coleman*: Gezeiten des Krieges
- Bd. 8: *J. Steven York*: Festung der Lügen
- Bd. 9: *Mike Moscoe*: Soldatenehre
- Bd. 10: *Viktor Milan*: Der Flug des Falken
- Bd. 11: *Loren Coleman*: Bis zum letzten Mann
- Bd. 12: *Randall Bills*: Zeit der Jäger
- Bd. 13: *Jason Hardy*: Der Stachel des Skorpions
- Bd. 14: *Blaine Lee Pardoe*: Gefährliche Ziele
- Bd. 15: *Loren Coleman*: Schwert des Aufruhrs
- Bd. 16: *Ilsa J. Bick*: Tochter des Drachen

Ein Verzeichnis aller weiteren im HEYNE VERLAG erschienenen BATTLETECH-Romane finden Sie am Schluss des Bandes.

ILSA J. BICK

TOCHTER DES DRACHEN

Sechzehnter Band im
MECHWARRIOR DARK AGE-Zyklus

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
DAUGHTER OF THE DRAGON
Deutsche Übersetzung von
REINHOLD H. MAI



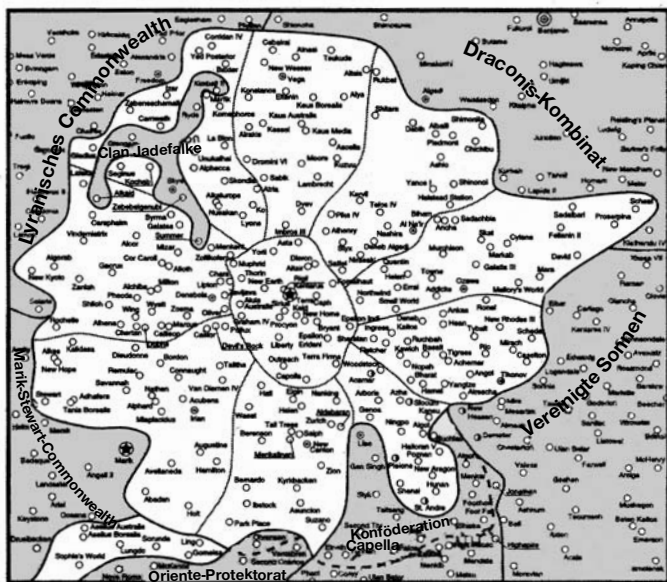
Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavic, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 1/08
Redaktion: Joern Rauser
Copyright © 2005 by Wizkids LLC
All rights reserved
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de
Printed in Germany 2008
Umschlagbild: Franz Vohwinkel/Wizkids LLC
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-52363-0

Für alle Fans da draußen, ihr seid die Männer
und Frauen, für die wir diese Fabeln spinnen.
Ohne eure Träume bleiben diese Bücher nur
Papier.

REPUBLIK DER SPHÄRE

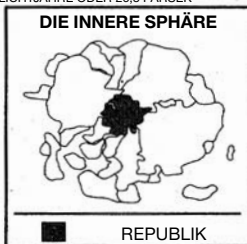
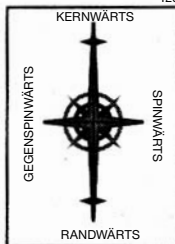


30 LICHTJAHRE

120 LICHTJAHRE ODER 26,8 PARSEK

● Von Haus Liao beansprucht

■ Grenze von 3130



© 3135 Comstar,
Kartografischer Dienst

Devil's Rock
Präfektur VII, Republik der Sphäre

14. Februar 3134

Sieben Uhr abends und in Faust City goss es immer noch wie aus Kübeln: ein eisiger Regen, beinahe ein Schneeregen von der Art, die sich wie Nadeln in die Haut gräbt und wie Feuer brennt. Die Art eines Regens, bei dem ein Mann betet, dass er so schnell wie möglich eine billige Kaschemme finden möge, mit beschlagenen Fensterscheiben und gelangweilten Frauen mit Hängebrüsten und fahler Haut, um die sich wie ein Schleier der blaue Zigarettenrauch legt. Eine Kaschemme, in der er sich ein paar Gläser billigen Fusel hinter die Binde kippen kann, der ihm die Kehle versengt und im Magen wie Napalm explodiert. Eine Kaschemme also wie das ›Luzifers‹.

C saß an einem kleinen runden Tisch in der hintersten linken Ecke, hinter einer Säule versteckt, tief im Schatten. Wer auch immer hinüberschaute, er sah nichts weiter als eine Silhouette. Aber es schaute eben niemand, denn alle waren viel zu beschäftigt damit, sich zu besaufen, zu bekiffen oder was aufzureißen. Möglicherweise auch alles zusammen. C jedoch nicht. Er hatte gute Sicht auf die Theke und auch auf die Toilette, die einen kurzen Gang hinab zu seiner Rechten lag. Er hatte eine grundlegende Wahrheit erkannt: Man kaufte kein Bier, man mietete es nur. Abgesehen von Besoffenen, die vorbeischwankten, um eine Stange Wasser in die Ecke zu stellen, kam niemand in diesen Winkel des Universums. Das war auch gut so, denn C hatte vor, jemanden umzubringen, und diese Nacht eignete sich dafür so gut wie jede andere. Tatsächlich war diese Nacht sogar besonders günstig: verregnet,

dunkel und kälter als eine Hexentitte. Teufel noch mal, sie war einfach perfekt.

C hob die Tasse und würgte den angeblichen Kaffee hinunter. Das Gebräu schmeckte, als sei es im beginnenden Pleistozän angesetzt worden, eine stinkende Brühe unter einer amöbenähnlichen Schlierenschicht, die verdächtig an Maschinenöl erinnerte und sauer genug war, den Geschmack von verbranntem Teer im Mund zu hinterlassen. Er hätte Whiskey vorgezogen, doch ein guter ISA-Agent trank nicht im Dienst. Er brauchte einen klaren Kopf. Außerdem würde er reichlich Zeit zum Feiern haben, wenn der Kopfgeldjäger erst mal tot war. Vergeltung für all die Kombinatstruppen, die dieser Mordbube vor einem Jahr getötet hatte. Eine längst überfällige Vergeltung.

Über den Rand der Tasse beobachtete C sein Opfer, einen Mann der acht Meter schräg links von ihm saß, unmittelbar vor dem Laufsteg der Tänzerinnen. Die Verkleidung des Kopfgeldjägers war nicht schlecht: hängende Wangen, Leberflecken, dünnes weißes Haar. Alles an seinem Aussehen schrie »ausgemergelter Beamter auf dem Weg in den Ruhestand«: die Art eines öffentlichen Bediensteten, der eine Uhr und einen warmen Händedruck mit auf den Weg nach draußen bekam und an den sich niemand mehr erinnerte, kaum dass er die Tür zum letzten Mal hinter sich geschlossen hatte. Er trug eine zerknitterte, khakifarbene Hose, einen ausgebeulten blauen Pullover mit V-Ausschnitt und eine metallgerahmte Brille mit kreisrunden Gläsern, mit denen er wie eine Eule aussah, die Linsen so dick, dass sie im Licht des Laufstegs weiß glänzten. Aber der Clou des Ganzen war das Hinkebein. Der Kopfgeldjäger bewegte sich so unbeholfen, als sei eines seiner Hüftgelenke schon seit Jahren reif für eine Operation.

Er hatte sich erstaunlich gut in seine Rolle vertieft, spielte sie so ausgezeichnet, dass er Gewohnheiten entwickelt hatte, kleine Routinen, die so vorhersehbar waren wie der Sonnenaufgang. Zum Beispiel, dass er jeden Tag um siebzehn Uhr im »Luzifers« erschien und bis zwanzig Uhr blieb. Was den Kopf-

geldjäger an diesem Lokal so faszinierte, war C ein Rätsel. Um ihn herum pafften genug Gäste blauen Dunst an die Decke, um eine Krebsstation zu füllen. Die Frauen schienen auch nicht der Grund dafür zu sein, und was er an Trinkgeld gab, war nicht geeignet, ihn beliebt zu machen: lausige fünfzig Devlins – ein echter Verschwender. Andererseits, der Kaffee *war* lausig. Nein, der Kopfgeldjäger trank seine zwei Tassen Kaffee und las die Zeitung. Dann steckte er sie sich jeden Abend um acht unter den Arm und humpelte heimwärts – in eine enge Mietwohnung in einer verfallenen Siedlung voller enger Straßen und Sackgassen, einen Kilometer südöstlich der Schwefelfabrik. Unterwegs ließ er hier und da eine 5-Stone-Münze springen und unterhielt sich mit einem heruntergekommenen Säufer, der an einer Ecke der Mietskaserne auf der Straße hockte. Und plötzlich kam C die Erleuchtung, wie genau er das Universum zu einem schöneren, angenehmeren Ort machen konnte.

Trotzdem fühlte er sich unbehaglich. Er war nicht der erste ISA-Agent, der auf den Kopfgeldjäger angesetzt worden war. C war der dritte, und er machte sich keine Illusionen, besser zu sein als sein unmittelbarer Vorgänger, der vor drei Monaten in Einzelteile zerlegt in einer Kühlbox beim ISA-Hauptquartier auf Luthien abgeliefert worden war. Niemand wusste genau, was wohl schiefgegangen sein mochte, und B konnte es auch niemandem mehr mitteilen. Also musste sich C auf seinen Instinkt verlassen, und der ließ nicht den geringsten Zweifel daran, dass er heute Nacht handeln musste, wenn er überhaupt eine Chance haben wollte.

Cs Blick fiel auf seine Ringuhr: fünfzehn Minuten vor acht. Das reichte. Er hatte die Zeit am Morgen gestoppt. Er schob den Stuhl mit einem lauten Scharren zurück und stand auf, nahm den Regenmantel, warf einen Stone als Trinkgeld auf den Tisch und wand sich zwischen Tischen und Stühlen hindurch zum Ausgang, weder zu schnell noch zu langsam. Er achtete darauf, keinen Bogen um den Tisch des Kopfgeldjägers zu machen, der mitten im Weg stand. Er kam so dicht an dem

Mann vorbei, dass er ihm über die Schulter schauen und die Schlagzeile lesen konnte: Es ging um die Mordserie im Viertel Klein-Luthien, die neun Monate zuvor ganz Kordava in Atem gehalten hatte. So dicht, dass Cs Blut gegen die Schläfen hämmerte und sein Magen sich verkrampfte. *Ein Schuss hinters Ohr, und dank des Schalldämpfers wäre ich bereits auf der Straße, ehe irgendjemand etwas mitbekommen hätte.* Dann war der Augenblick vorüber und C schob sich an dem Kopfgeldjäger vorbei, zum Ausgang und hinaus in die Nacht.

Die Tür schlug zu und schnitt den Lärm der Kneipe wie mit einer scharfen Schere hinter ihm ab. Jetzt bewegte sich C schneller und war froh, dass in dieser Gegend des gottverlassenen Planeten noch Winter war. Die Nacht war abrupt hereingebrochen. Der Regen hatte nachgelassen, aber nicht aufgehört. Die Straßen waren verlassen, der Verkehr spärlich. Keine Zeugen. Niemand, der Cs kleines Rendezvous mit dem schon sehr bald verblichenen Kopfgeldjäger hätte stören können.

Fünfzehn Minuten später war er bis auf die Haut durchnässt. Der Regen rann mit kalten Fingern seinen Leib hinab und ließ ihn frösteln, als er in die Straße einbog, in der der Kopfgeldjäger wohnte. Dessen Wohnung lag in einer Mietskaserne aus roten Backsteinen, dem zweiten Haus rechts. Der Wind kam von Westen und trieb den Regen vor sich her. Das schwache Licht einer einzelnen Straßenlaterne brach sich bunt in den Tropfen, ein wabernder Heiligenschein mit einer schillernden, regenbogenfarbenen Korona. Die Laterne stand an der Ecke der gegenüberliegenden Straßenseite. Perfekt, denn dadurch warf jeder, der von dort kam, seinen Schatten voraus.

C strich sich das Wasser aus den Augen und blinzelte. Niemand zu sehen. Der Regen hatte die Betrunkenen vertrieben. Großartig. Er duckte sich in eine enge Gasse mit mehr Schlaglöchern als Asphalt. Der Boden war übersät mit durchnässten Abfällen, die unter Cs Schuhen nachgaben. Ihr Gestank verursachte Brechreiz. Aber die Gasse war gut geeignet, weil sie an einer Mauer endete und kein Fenster auf sie hinausblickte.

Und als zusätzlichen Bonus fand er am Ende der Sackgasse mehrere zerbeulte Mülltonnen und einen Müllcontainer.

Um dich besser entsorgen zu können, mein Kleiner.

Falls der Kopfgeldjäger pünktlich war – und das war er sicher – blieben C noch zehn Minuten. Schnell bückte er sich, strich mit den Fingern über schmierige Mauersteine, schmierte sich den Dreck in Gesicht und Haare. Dann steckte er die Pistole in den Hosensack und zog den Regenmantel aus. Er ließ ihn in ein Schlagloch fallen, in dem das Wasser stand, trampelte eine Weile darauf herum und schob die Arme zurück in den jetzt wasserschweren, verdreckten Mantel. Er steckte die Waffe wieder in die rechte Manteltasche, packte fest den strukturierten Griff und legte den Zeigefinger um den Abzug. Dann lehnte er sich an die Mauer.

Ich werde ihn einfach um Kleingeld anbetteln, und während er in der Tasche nach ein paar Münzen sucht, erschieße ich ihn. Und dann ab in eine der Mülltonnen mit der Leiche.

Das Geräusch der Schritte war im Plätschern des Regens auf den Steinen so schwach und unregelmäßig, dass er sie fast überhört hätte. Dann spitzte er die Ohren, als er das zögernde Klacken der Absätze bemerkte. Durch das Humpeln des Kopfgeldjägers wirkte ein Schritt schwerer als der andere. C konnte nicht umhin, den Mann zu bewundern. Nicht einmal, um schneller ins Trockene zu kommen, hatte er das Humpeln abgelegt. Mit zum Zerreißen gespannten Nerven wartete C. Sein Mund war ausgedörrt, der Puls hämmerte durch seine Adern. Noch zehn Schritte, dann noch fünf. Jetzt sah er den zuckenden schwarzen Schatten durch den Vorhang seiner Wimpern.

Noch fünf Schritte, vier, drei ... und als der Kopfgeldjäger auf seiner Höhe war, hob C den Kopf, wie ein Säufer, der sich mühsam aufraffte. »He, Kumpel«, murmelte er und stolperte einen Schritt vor. »He, Kumpel, hasse mal ...«

Das unverkennbare Klirren von Metall erklang, und das Letzte, was C sah, war ein leuchtend heller, stählerner Bogen. Aber das spielte keine Rolle mehr, denn bevor sein Gehirn

das Bild in einen Begriff übersetzen konnte – *Messer* –, schnitt etwas von rechts nach links durch seine Kehle. Er hörte ein seltsam pulsierendes Platschen, wie Wasser aus einem Springbrunnen, das auf eine Kachel schlug. C war zu überrascht, um Schmerz zu fühlen, und als er die Hand zum Hals hob, blitzte es noch einmal metallisch auf, diesmal in umgekehrter Richtung, und er verlor auch noch die Fingerspitzen der linken Hand. Plötzlich bekam er keine Luft mehr.

Würgend krallte C ein paar Stummelfinger in seinen Hals, als seine Knie nachgaben und die Umgebung vor seinen Augen verschwamm. Seine Lunge brannte, und das Plätschern des Regens wurde so dünn und fadenscheinig wie Nebel. Der letzte Gedanke Cs war, dass ihn der Geruch seines Blutes an ein Spielzeugauto erinnerte, das er als Kind besessen hatte: ein zu oft draußen im Regen vergessenes Spielzeug, übersät mit Rostbeulen, die nach nassem Kupfer rochen. Genauso roch sein Blut.

Es klickte.

Es klickte, als er den ISA-Agenten sah, der so tat, als wäre er ein Betrunkener. Da klickte es. In einem tiefen, dunklen Winkel seines Geistes wurde ein Schalter umgeworfen, und plötzlich schien sein Kopf mit Helium gefüllt zu sein. Sein Geist wanderte, sein Bewusstsein hing wie ein Kinderballon über dem Körper und er beobachtete das Geschehen wie eine Tanzdarbietung: die Drehung, in der sein rechtes Handgelenk nach vorn zuckte. Die Art, wie die rasiermesserscharfe Klinge aus dem Versteck im Ärmel des Kaschmirpullovers sprang – wie die Zunge eines Chamäleons. Den unverwechselbaren Augenblick, in dem es keine Luft mehr durchschnitt, sondern Fleisch und Blut. Den Schock des Agenten, die Verwirrung, schließlich das dumpfe Entsetzen, als der zweite Hieb seine Luftröhre durchtrennte. Und das Blut, die Ströme von Blut, die auf den Asphalt spritzten und sich mit dem Schlamm vermischten, dem aufgeweichten Zeitungspapier und dem restlichen Müll, den der Wolkenbruch in die Gasse fegte.

Dann klickte es noch einmal, und sein Geist schob sich zusammen wie ein Fernrohr. Ein guter Zeitpunkt, denn er hatte keine Eile und konnte den Augenblick genießen. Seine Zunge glitt über die Lippen. Er schmeckte etwas Warmes, Brackiges. Blut. Er schaute hinab auf den blauen Kaschmirpullover, auf dem sich große violette Flecken ausbreiteten. Zu schade. Er hatte diesen Pullover so gemocht. Besonders gefiel ihm daran der Geruch des Vorbesitzers: Pfeifentabak und würziges Rasierwasser. Dann zuckten seine Handgelenke auswärts. Das Blut des draconischen Agenten spritzte wie Tränen von den Messerklingen. Ein Zucken einwärts, und die beiden Messer verschwanden in ihren Verstecken unter den Ärmeln des Pullovers.

Was für ein hübsches Spielzeug. Zu schade, dass der ursprüngliche Eigentümer der Messer und der Kopfgeldjäger sich nicht mehr zu einem freundlichen Plauderstündchen unter Meuchelmördern hatten zusammensetzen können. Aber das Letzte, das er von ihm gesehen hatte, war sein nur von verschlissenen Shorts bedeckter Hintern, der träge stromabwärtstrieb, nachdem er den Jäger aus seiner Rüstung gekippt hatte. Er ging in die Hocke und betrachtete den Dampfschleier, der von dem abkühlenden Fleisch aufstieg, und das Blut, das sich in einer schwarzen Pfütze auf dem Asphalt sammelte. Tonlos summend zog er ein zwölf Zentimeter langes Jagdmesser aus der Scheide auf seinem Rücken und machte sich an die Arbeit. Als er fertig war, hielt er den bluttriefenden Kopf des Toten in der Linken. Seine Augen waren vorgetreten, die Kinnlade ausgerenkt. Die Zunge schlug hin und her wie ein toter Wurm. Aus einem Impuls heraus drückte er einen Kuss auf die kalten Lippen des Agenten. Seine Zunge spielte über die harten, unregelmäßigen Zähne und er stellte fest, dass der Mann einen Überbiss gehabt hatte.

»Armer Yorick«, sagte er mit einem Seufzen und zwinkerte dem Toten zu. »Ich kannte dich kaum.«

Katana Tormarks Tagebuch

1. Oktober 3134, früher Morgen

Als ich acht war, brachte mein Vater seinen besten Freund um. Als ich fünfzehn wurde, starb meine Mutter, und mit siebzehn habe ich meinem Vater gesagt, dass ich ihn nie wiedersehen wollte. Niemals. Also ging er, und das war es dann. Mehr oder weniger. Natürlich war es gelogen. Irgendwie wünschte ich mir, er wäre geblieben. Meine Mutter war Musikwissenschaftlerin, und nach der Trennung meiner Eltern – gleich nachdem mein Vater den Onkel getötet hatte – sind wir oft ins Kombinat gereist. Dort habe ich einen der wichtigsten Menschen in meinen Leben getroffen. Und ich habe eine Menge über das Kombinat erfahren. Wirklich viel, und ich hatte jede Menge Fragen an meinen Vater, die er nie beantworten konnte.

Gleichzeitig war ich so eine Art Aushängeschild für die Republik: Ich beriet kleine Kinder, erwarb mein Bürgerrecht schneller als üblich, rettete Sir Reginald, reiste nach Northwind, wurde Duchess und dann Präfektin. Und die ganze Zeit über studierte ich gleichzeitig Bushido. Ich bin wirklich verdammt gut in Kendo Kata. Verflixt noch mal, ich bin eine bessere Samurai als mein Vater es war, und ... ich denke, Sie verstehen, was ich sagen will. Das Einzige, was noch fehlt, ist das Holo-vid: SIE KÄMPFT! SIE SIEGT! UND SIE KOCHT! Als wäre ich eine neue Art Küchenmaschine.

Irgendjemand hat mal gesagt, tief in meinem Inneren müsste ich gewusst oder irgendwie erkannt haben, dass die Republik nicht meine wahre Heimat war, beziehungsweise dass ich mich in der Republik nie wirklich zu Hause fühlte.

Suchen Sie es sich aus. Wahrscheinlich stimmt beides. Man braucht es sich ja nur mal durch den Kopf gehen zu lassen: Da ist also die Republik, und wir sind alle gehalten, einander zu lieben und uns nicht zu Gewalt und dergleichen hinreißen zu lassen. Und gleichzeitig trete ich hier einigen Leuten ganz gewaltig in den Arsch ... und werde dafür belohnt. Wenn Sie mich fragen, ist das schizophran.

Und noch etwas. In dem Augenblick, als das HPG-Netz zusammenbrach, erkannte ich schlagartig, wie zerbrechlich diese ganze Konstruktion war. Eine Unzahl von Fraktionen und Planeten, verbunden durch ein Netzwerk von Fäden mit nicht mehr Substanz als Spinnweben. Ein harter Schlag, und das ganze Netz löst sich in Wohlgefallen auf, und plötzlich sind wir alle auf uns selbst gestellt.

Gut, warum also tue ich das? Keine Ahnung ... Nein, das ist gelogen. Ich weiß, warum. Ich träume viel darüber, und gelegentlich vermischen sich Erinnerung und Traum: ein Hologrid, das in einer Endlosschleife in die Dunkelheit meines Hirns projiziert wird, und es gibt keinen Abstellknopf.

Ich erinnere mich an einen Frühsommer, an das Zirpen der Grillen und das Knirschen ihrer Schalen unter meinen Füßen. Ich bin acht. Wir sind auf Ancha, wo ich geboren wurde. Ich erinnere mich, oder vielleicht träume ich es auch – das macht keinen Unterschied: Meine Mutter und ich hatten allein zu Abend gegessen. Mein Vater, Akira, war geschäftlich unterwegs, und ich wusste, dass irgendetwas nicht stimmte. Meine Mutter spielte mit ihrem Essen, schob mit den Esstäbchen Reisklumpen hin und her, so wie ich es tat, wenn sie etwas gekocht hatte, was ich wirklich hasste. Am schlimmsten war gekochter Tintenfisch. Diese Tentakel ... Hinterher spielte sie Shakhachi. Obwohl sie keine Kombinatbürgerin war, war meine Mutter ganz verrückt nach allem Japanischen. Das Instrument hatte es ihr wegen der Honkyoku angetan, der Zen-Meditationsmusik. Meine Mutter ist nun seit fast zwanzig Jahren tot, aber ich sehe ihre Hände immer noch vor mir, eine Haut wie Milkschokolade, und die langen, schlanken Finger auf der

alten Bambusflöte. Ihr Shakuhachi war rot lackiert, mit Urushi und Cashew, einem Löwen als schwarzer Pinselzeichnung und feinsten Kanji-Kalligraphie. Die Schriftzeichen bedeuteten ›Löwenherz‹. Wenn meine Mutter spielte, konnte man nicht sagen, wer da auf wem spielte, ob das Instrument die Traurigkeit aus dem Herzen meiner Mutter lockte oder einfach Tragik atmete. Die Zen-Meister sagen, Shakuhachi sei Musik der Seele, und das höre ich in meinem Geist: das seufzende, traurige Weinen eines verletzten Herzens.

Jetzt wird es schwierig, denn der Traum schiebt sich in den Vordergrund, und ich kann zwischen ihm und meiner Erinnerung nicht mehr unterscheiden.

Erst liege ich im Bett. Traum oder Wirklichkeit? Ich weiß es nicht. Mein Zimmer ist sehr dunkel, und ich bin mitten im tiefen, traumlosen Schlaf der Kindheit, als mich etwas aufweckt und zurück ins Bewusstsein zerrt. Ich höre Geräusche. Hastig. Wütend.

Dann ein Sprung, wie in einem fehlerhaften Hologramm. Ich bewege mich auf einen schrägen Streifen gelbes Licht in der Dunkelheit zu. Jetzt blicke ich durch den Spalt in die Küche, in der meine Eltern nicht miteinander reden. Es ist, als wären sie erstarrt, aber winzig und sehr weit entfernt, etwa so, wie man es durch ein verkehrt herum gehaltenes Fernrohr sähe. Mein Vater, groß und stolz, in einem tiefschwarzen Ganzkörperanzug, die Schwerter in einen rubinroten Obi gesteckt, die schwarzen Augen entschlossen funkelnd. Sein energisches Kinn wirkt entschlossen und gnadenlos. Und meine Mutter, reglos wie ein Standbild, die braunen Augen glühend, die Halsmuskeln so gespannt wie die Saiten einer Harfe.

Dann bin ich draußen, so lautlos wie ein Schatten. Ich kann meinen Vater kaum erkennen. Er ist wie eine aus der Nacht geschnittene Silhouette, so substanzlos wie die Luft. Es ist kalt, ich zittere. Ich habe eine Gänsehaut auf den Armen. Der Kies sticht in meine bloßen Fußsohlen, und es tut weh. Ich wünsche mir, ich hätte daran gedacht, die Sandalen anzuziehen, oder wenigstens Socken.

Noch ein Sprung: kühles, taufeuchtes Gras huscht unter meinen Füßen vorbei. Es klingt wie Sandalen auf einem Teppich. Hohe, gerade Bäume ringsum. Ich kauere hinter ... einem Felsen? Einer Wand? Meine Finger gleiten über etwas Kaltes, Hartes. Meine Knie sind feucht vom Tau.

Vor mir sind Männer: alle in schwarzen Ganzkörperanzügen, das Gesicht maskiert, alle mit den beiden Schwertern eines Samurai. Ich erkenne meinen Vater an seinen Umrissen: quadratisch, solide. Stolz. Aber ich erinnere mich an – oder sehe in Träumen – auch noch zwei andere links und rechts von ihm. Ich kenne sie nicht, kann ihre Gesichter nicht sehen. Doch in meiner Brust regt sich Angst.

Gefahr!, schreit mein Geist, und dann ein geflüstertes *Blut und Feinde*.

Der Kreis teilt sich wie ein Vorhang, und obwohl es Nacht ist, sehe ich alles so klar wie am hellen Tag. Dort in der Mitte kniet ein Mann in einem lockeren weißen Kimono. Das silbergraue Haar trägt er im komplizierten Mitsu-Ori-Dutt der alten Samurai, und ich erkenne ihn auf den ersten Blick: Onkel Kan. Kein wirklicher Verwandter, aber der beste Freund meines Vaters: ein Mann, der Akira Tormark – O5S-Agent, Adliger, Samurai – nachfolgte, als mein Vater für Devlin Stones Traum das Kombinat verließ. Onkel Kan kniet auf einer schwarzen Tatami, und er bedeutet den anderen, sich zu setzen. Mehrmals. Sie knien ebenfalls und essen Reis und eingelegtes Gemüse aus Porzellanschalen. Ich weiß mit absoluter Sicherheit, dass ihre Stäbchen aus Anis sind, ebenso sicher, wie ich weiß, dass jeder der drei Männer drei Scheiben Gemüse auf dem Reis hat. Mikire: drei Portionen. Geschnittene Haut.

Es steht ein Tablett da mit einem Sake-Krug und einer einzelnen blauen Trinkschale. Mein Vater schüttet sorgfältig zweimal von links mit der linken Hand ein und füllt Onkel Kans Schale, die der Onkel zweimal in je zwei Schlucken leert. Zwei plus zwei ergibt Shi. Tod.

Noch ein Sprung: Jetzt ist da das Sambo-Tablett mit Onkel Kans Kazuka. Die Klinge ist bis auf die letzten zwei Zentimeter

in Papier eingeschlagen. Der Onkel greift nach dem Tablett, sein Kimono fällt auf. Er hält das Kazuka in der Hand ...

Und dann – schneidet er. Nein, er schneidet nicht. Er reißt. Zerfetzt. Grunzt vor Schmerz, die Zungenspitze zwischen den weißen Zähnen. Von links nach rechts trennt er seinen Bauch auf, und plötzlich bedeckt schwarzes Öl seine Hände, seine Klinge, seine Haut, seinen Kimono. Nur ist es kein Öl. Ich weiß, dass es kein Öl ist. Ich reiße den Mund auf, aber kein Laut dringt heraus. Die Zeit steht still. Und der Traum – die Erinnerung? – verlangsamt sich zu jenem Albtraum-schleichen, wenn man genau weiß, das Ungeheuer ist unmittelbar hinter einem, und es ist nur eine Frage der Zeit, bis es zuschlägt.

Irgendwie ist der Onkel noch immer bei Bewusstsein. Er schreit nicht. Er grunzt nur, und dann zischt er, als die Klinge stecken bleibt. Mein Vater steht links neben dem Onkel, sein Kaishakunin, das lange Schwert gezückt. Er wartet auf etwas, darauf, dass der Onkel etwas tut ...

Und dann tut der Onkel es auch. Er reißt sein Kazuka frei. Lange, ölige Blutströme brechen aus seinem Bauch. Ich sehe alles. Die Schweißperlen auf seiner Stirn und auf der Oberlippe, das vor Schmerz verzerrte Gesicht. Aber immer noch sagt er nichts. Stattdessen legt er das Kazuka zurück auf den Sambo und nickt. Einmal.

Schnell wie ein Blitz hebt mein Vater das Schwert und schlägt zu. Ein Lichtstrahl peitscht durch die Dunkelheit ... und Onkel Kans Hals. Zwei dunkle Blutfontänen spritzen in hohem Bogen. Der Kopf des Onkels fällt nach vorn, hängt auf der Brust wie bei einer Marionette, deren Fäden man durchtrennt hat. Aber er fällt nicht herab. Mein Vater war ein vollkommener Kaishakunin, hat Fleisch und Knochen so durchtrennt, dass der Kopf des Onkels im wörtlichsten Sinne nur noch an einem Hautlappen hängt. Ein perfektes Dakikubi.

Und jetzt ... schreie ich. Laut. Lange. Verängstigt. Die Männer drehen sich herum. Mein Vater, entsetzt, mit blutriefen-

dem Schwert, streckt die Hand nach mir aus. Aber ich schreie, weiche vor ihm zurück. »Du hast Onkel Kan umgebracht, du hast Onkel *Kan* umgebracht!«

Jetzt kommt das Seltsame. Einer der beiden Männer, die neben meinem Vater gestanden haben, mustert mich seltsam, den Kopf zur Seite gelegt wie ein neugieriger Spaniel. Sein von einem schwarzen Visier verdecktes Gesicht ist völlig unsichtbar, und trotzdem fühle ich seinen Blick so heiß wie Laserstrahlen über meinen Leib gleiten. Und dann fragt er meinen Vater: »Ist sie das?«

Drei einfache Worte. Ist. Sie. Das. Fragezeichen. Aber was, zum Teufel, bedeuten sie? Ich habe es damals nicht gewusst. Ich weiß es heute immer noch nicht.

Der Rest ist Erinnerung. Etwas verschwommen, aber real. Meine Eltern redeten in knappen, abgehackten Sätzen, die sie sich stakkatoartig an den Kopf warfen. Mutter war wütend, ihre Haut fiebrig und bleich. Mein Vater nicht. Er war ... traurig. Nicht wirklich gebrochen, aber schon resigniert. Er legte Katana und Wakizashi des Onkels auf den Tisch, und dann sagte er etwas zu meiner Mutter, das ich nie vergessen habe: »Kan hat den falschen Herrn gewählt.«

Dann fasste mein Vater nach unten und berührte mein Gesicht. Ich erinnere mich, dass es nass von heißen Tränen war. Ich fühlte seinen rauen, schwieligen Daumen auf meiner Haut und dachte: *Er geht weg.*

Und das tat er auch. Ich habe meinen Vater erst sieben Jahre später wiedergesehen, nachdem meine Mutter in einem Schwebereunfall ums Leben gekommen war. Er war ein Fremder für mich geworden. Wir teilten uns ein Haus. Ich gab nicht einmal vor, ihn zu brauchen. Ich konnte sehr gut alleine für mich sorgen, danke. Wir haben nie wirklich miteinander geredet. Stattdessen haben wir gestritten, haben Worte gespien, die schmerzten wie der schnelle Hieb einer perfekt geschliffenen Klinge. Unsere Beziehung starb an tausend kleinen Schnitten. Dann, zwei Jahre später, kehrte ich das Blatt um und verließ ihn. Mir war gleichgültig, was er

tat, wohin er ging. Akira Tormark interessierte mich einfach nicht mehr. Und jetzt ist er fort. Vermutlich ist er tot. Mein Gott, er wäre inzwischen über neunzig Jahre alt. So ist er jetzt wie dieser Traum, ein hautdünner Fetzen Erinnerung, wie die Haut, die den Kopf des Onkels an seinem leblosen Körper hielt. Fast abgetrennt, aber nur fast.

Gut, in Ordnung. Möglicherweise bin ich verrückt. Aber so viel habe ich verstanden: Mein Vater hat die ganze Zeit über die Tugenden der Republik gepriesen, doch als es hart auf hart kam? Da ist er dem Bushido gefolgt, dem Weg des Kriegers – auch wenn er sich mit jeder Faser seines Wesens dagegen gestäubt hat.

Und ich? Teufel, wenn ich das wüsste. Die Republik ist nicht meine Heimat, wirklich nicht. Und der Koordinator ist was? Desinteressiert? Unfähig? Ich weiß es nicht. Ich höre nur Schweigen, und dieses Schweigen erinnert mich an diese eise, trostlose, furchtbare Kluft zwischen meinen Eltern und an meinen Glauben: Wenn ich mich nur genug anstrengen würde, es ihnen recht zu machen, so würden sie sich wieder versöhnen und wir könnten wieder eine Familie sein.

Halt. Stopp. Jetzt musste ich kurz inne halten, mich umdrehen und diese letzte Passage noch einmal lesen. Was soll das? Bin ich eine rotznäsige Göre, die verlangt: »Nehmt mich zur Kenntnis, hier bin ich, nehmt mich zur Kenntnis?« Mag sein, dass es schlechtere Beweggründe gibt, aber ich möchte doch glauben, dass noch etwas mehr dahintersteckt. Wie dem auch sei, ich habe meinen Weg gewählt und beanspruche Planeten für den Drachen. Manch einer mag glauben, ich sei verrückt geworden, eine Macht von der Größe des Koordinators herauszufordern.

Und falls Vincent Kurita meinen Tod fordert? Dann gehorche ich. Mit Freude. Denn dann wäre ich *endlich* zu Hause. Ich wäre wieder jemandes Tochter, nicht die Tochter eines Geistes oder einer Erinnerung, sondern eines echten Vaters aus Fleisch und Blut: eine Tochter des Drachen.

Ludwig-System, Nadirsprungpunkt
Militärdistrikt Benjamin, Draconis-Kombinat

1. Oktober 3134

Katana Tormark.

Marcus war nicht sicher, was er zuerst tun sollte: ein Fenster einschlagen oder seinen Bruder umbringen. Beides war unmöglich. Zum einen waren die Fenster oder Luken oder Bullaugen, oder wie auch immer sie unter Raumfahrern hießen, aus dreifach gehärtetem Panzerglas und nahezu unverwundlich. Zum Zweiten und endlos Wichtigeren war es sehr viel wahrscheinlicher, dass Jonathan ihn vorher umbrachte, nicht, weil Jonathan unbedingt stärker oder verschlagener gewesen wäre, sondern einfach, weil Jonathan zwei funktionierende Beine und erheblich mehr Übung besaß. Also drehte sich Marcus stattdessen um und starrte hinaus in das tödliche, schweigende, das wunderbare All.

Von außen gesehen unterschied sich sein persönliches Sprungschiff in nichts von anderen Schiffen der *Magellan*-Klasse: ein stämmiger Zylinder mit einem großen Kopf und sechs kapselförmigen Brennstofftanks. Nichts Besonderes. Sofern man die Fenster übersah. Die waren teuer. Marcus war fast so reich wie Jacob Bannson, aber während Bannson seine Milliarden für sein Streben nach dem Heiligen Gral der Respektabilität ausgab, kaufte sich Marcus damit, was für die Rache nötig war: Diskretion.

Im Innern strotzte die *Omega* vor Reichtum. Abgesehen vom Fehlen eines Gravdecks, das Marcus nicht im Mindesten vermisste, sowie des leider notwendigen Bordlazaretts war das Schiff eine einzige prächtig ausgestattete Wohnung, die

von einem Ende bis zum anderen reichte. Auf allen Decks befanden sich am ›Boden‹ Schreibtische mit Computerkonsolen, beleuchtet von UV-freien Vollspektrumlampen in der ›Decke‹. Auf Haftflächen lagen dicke, handgeknüpfte Shirarappiche. Möbel aus Teak und Kirschbaumholz waren am Boden befestigt. Die Bettwäsche bestand aus Satin. Marcus besaß sogar eine echte Bibliothek, mit richtigen Büchern in Ledereinbänden, mit marmorierten Seitenkanten und Goldprägung. Sie waren mehr wert als ihr Gewicht in Platin und mit eigens angefertigten Haltebändern an Ort und Stelle befestigt. Marcus verbrachte Stunden damit, im Gefühl des kühlen, glatten Leders unter seinen Händen zu schwelgen. Und das Panzerglas, ganze Sektionen der Bordwand bestanden aus eleganten, transparenten Kurven, die buttermilchleuchteten oder Millionen diamantharter Sterne zeigten, winzige Brillanten auf schwarzem Samt.

Jetzt starrte Marcus hinaus – und sein Spiegelbild starrte zurück. Der Weltraum war gut zu ihm gewesen, ganz im Gegensatz zum Leben. Mit vierundfünfzig Jahren hatte er noch immer ein hageres Wolfsgesicht mit hohen Jochbeinen und tiefschwarzen Augen, die ihn zehn Jahre jünger machten. Er trug das kamelblonde Haar militärisch kurz geschoren. Dadurch, dass er sich die meiste Zeit in der Schwerelosigkeit aufhielt, war er den Folgen der Schwerkraft entkommen, die das Gesicht anderer Menschen wie Knetmasse nach unten zog. Seine Schultern waren breit, die Arme massige Muskelbündel, sein Bauch flach wie ein Waschbrett und die Hände kräftig genug, um Walnüsse zu knacken.

Doch so gut der Weltraum auch zu Marcus gewesen war, mit Jonathan hatte es die Zeit noch besser gemeint. Marcus' mürrischer Blick glitt hinüber zum Spiegelbild seines jüngeren Bruders, der mit kaum erträglicher Nonchalance auf der anderen Seite des Zimmers schwebte. Jonathan war mehr als nur gut aussehend. Er war schön. Sinnliche Lippen, eine prächtige schwarze Haarmähne mit silbernen Strähnen, die in der Schwerelosigkeit lächerlich wirkte, unter Schwerkraft-